

Erinnerungen an Dr. Nicolaus Harscher

Autor(en): Esther Valeria Stockmeyer-Burckhardt

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1886

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/ec08f28c-6ef5-4127-8cee-7a1462c30cb3>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



Erinnerungen an Dr. Nicolaus Harscher.

Geboren zu Basel den 27. December 1783, gestorben in Oberbaden
den 25. Juni 1844.

Wohl nur wenige unserer Leser kennen diesen unseren Mitbürger dem Namen nach, — und doch wäre er nach seinen Gaben und seinem Wissen angethan gewesen, die Zierde der gebildeten und wissenschaftlichen Gesellschaft Basels zu werden, wenn er es verstanden hätte, seine Talente und Kenntnisse zu verwerthen. Hatte ihn doch Schleiermacher dazu bestimmt geglaubt, seine theologischen und philosophischen Ideen weiter zu führen nach seinem Absterben, wogegen aber Henrik Steffens ihm stets entgegenete: Harscher hätte wohl das Zeug hierzu, besitze aber die erforderliche Willenskraft durchaus nicht.

Als junge Frau hatte ich die Denkwürdigkeiten Varnhagens von Guse gelesen, wo Harscher öfter, zwar nicht immer rühmend, aber stets in bedeutender Weise erwähnt wird. Bald darauf war in einer Abendgesellschaft von seinem wunderlichen Einsiedlerleben die Rede, wie er in seinem stillen Hause in der St. Johann-Vorstadt sich in seine Bücher vergrabe, mit kaum sechs Personen verkehre und so menschenscheu geworden sei, daß man ihn im Stande glaube, einem ihm unliebsamen Besucher die Thüre zu weisen. Letzteres machte nun auch meinem Manne keine Lust, Grüße, die ihm Henrik Steffens in Berlin aufge-

tragen hatte, auszurichten. Dennoch ließ ich nicht nach, ihn an dieselben zu erinnern, überzeugt, daß die Bekanntschaft mit dem alten Herrn, der so viel wußte und so viel erlebt hatte, eine äußerst interessante sein müsse.

Wirklich gieng mein Mann an einem Samstag Vormittag zur gewöhnlichen Besuchszeit zu Harischer und verweilte so lange bei ihm, daß er darüber die Mittagsstunde, gegen seine Gewohnheit, gänzlich versäumte. „Das sei ein ganz ausgezeichnete Mann, dem könnte man zuhören bis um Mitternacht, wenn er einem jene erhabenen Geister vorführe, die in der geistigen Erhebung der deutschen Nation so Großes erstrebt und hervorgebracht hätten!“

Nicht lange hernach, im Frühling 1841, bezogen wir unsere entlegene, stille Pfarrei am Fuße der Schafmatt. Mein Mann wollte sich doch von Harischer, der ihn so freundlich empfangen hatte, verabschieden. Ich rief ihm scherzweise nach, ihn zu grüßen und ihm einen Besuch in unserem stillen Bergdörflein anzuempfehlen. Zu unserem nicht geringen Erstaunen hatte Harischer, der sich in Basel nicht einmal auf die Straße wagte, die Einladung alsobald freudig angenommen, — und kaum waren wir etliche Wochen in unserem alten, ziemlich delabrierten Hause mangelhaft eingerichtet, — (es lagen noch große Schutthaufen in mehreren unserer Räume) — so erscheint eine hochbepackte Kutsche, und heraus steigt der alte, blasser, schlauke, kränkliche Herr mit seinem wohlbehäbigen, rothbackigen Bedienten. Letzterer wurde zwischen uns und unserem Gaste eine vortreffliche Mittelsperson. Von ihm erfuhr ich die Wünsche und Bedürfnisse seines hypochondrischen Meisters. Jeden Morgen machte ich mit ihm den Küchenezdel und vernahm die Kritik des vorigen Tages. Auch die Charakteristik der Hausgenossen und besuchenden Freunde wurde mir durch seinen redseligen

Mund zu Theil. So erzählte er mir schon am zweiten Tage, sein Herr habe geäußert: „Mit dem Herrn Pfarrer werde er sich trefflich verstehen, mit meiner Schwester Emilie, (der nachmaligen Frau Prof. M.), hoffe er sogar i n t i m zu werden, — hingegen mit der jungen lebensfrohen Frau Pfarrerin wisse er nichts anzufangen.“

In der Folge zeigte sich das Umgekehrte: mit meiner geistreichen, philosophisch angelegten Schwester stand er in fortwährender Controverse, disputierte oft mit ihr, bis Beide vor Erregung blaß und zitternd wurden, während ich mich als gelehrige Schülerin zu seinen Füßen setzte, begeistert seiner Rede lauschte und mir vornahm: in dieser hohen Schule so viel zu lernen, als ich im Stande sei zu fassen und zu verstehen.

In der That war es eine hohe Schule für mich. In den sechs Monaten seines Aufenthaltes hat er sich auf's eingehendste, liebevollste, belehrend und vorlesend, mit mir befaßt und hat mir täglich mehrere Stunden seines anregenden Umganges geschenkt. Auch Dichterwerke las er mir vor, so unter andern den Peter Schlemihl und Heinrich von Osterdingen, hauptsächlich waren es aber Schleiermacher's Predigten über den Hausstand, in die er mich einführte. Seine Gespräche waren im höchsten Grade interessant und belehrend, und weil er die Gabe der Rede in so vollem Maße besaß, so wurde man nie müde ihm zuzuhören. Ich bewahre ihm das dankbarste Andenken und schreibe gerne diese meine Erinnerungen, um die ich schon mehrmals angegangen wurde, nieder: als eine Schuld der Pietät gegen den alten Freund.

Nicolaus Harjcher war der letzte Sprößling einer alten angesehenen Basler Familie, die schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts erwähnt wird. Sein Vater, von

der Voltaireschen Schule stark angehaucht, war ein Freigeist und ein Lebemann, der schon frühe sich bemühte, durch Witz und Spott seinen Söhnen den althergebrachten Glauben zu erschüttern. Seine Mutter, Katharina Bischoff aus dem Luft, war eine gute, fromme Frau, die aber ihrem Manne in keiner Weise gewachsen war. Der einzige Bruder, den Niclaus hatte, Karl Harscher, muß ein edler und reich begabter junger Mann gewesen sein, von dessen Wesen und Lehre Karl Rudolf Hagenbach damals die tiefsten Einwirkungen empfing, der aber leider in frühen Jahren starb.

Diese Familienverhältnisse haben unsern Freund schon in seiner Jugend verstimmt und ihm das Elternhaus entleidet. Auch wenn er in dasselbe jeweilen zurückkehrte, vermochte es ihn nicht lange zu halten. Nach seiner eigenen Aussage war sein Vater „ganz Fleisch“, — während der Sohn ganz Geist war. In seiner Mutter erkannte er wohl eine geduldige Kreuzträgerin; aber seine Versuche, sie für seine geistigen Interessen zu gewinnen, scheiterten vollkommen und machten ihn muthlos. Als er einstmals, ihr gegenüber am Fenster sitzend, eine sublimen Anschauung ihr vordemonstrieren wollte und voll Ernst und Andacht sich ihr hingab, stieß sie ihn an: „Du, Niclas, wem gehört die Kutsche, die hier vorbei fährt?“ Oder sie konnte, während er ihr etwas Erhebendes vorlas, ruhig an den Maschen ihres Strickstrumpfes weiter zählen. In späteren Jahren, nach ihrem am 20. Februar 1837 erfolgten Tode, machte er sich darüber Vorwürfe, daß er nicht genug ihren Werth erkannt und berücksichtigt hatte. Mit seinem Vater aber konnte er sich niemals verstehen. Um den Ausbrüchen seines jähren Zornes zu entgehen, die sich besonders nach Tische in schrecklichen Scenen kundthaten, aß der Sohn in vorgerückter Lebenszeit allein auf seinem Zimmer und sah den Alten im

eigenen Hause nur vorübergehend in den Gängen, ohne ein Wort mit ihm zu wechseln. Als sein Vater im März 1841 auf dem Sterbebette lag, wollte der Sohn ihn auf den ernstesten Schritt, den er im Begriffe war zu thun, vorbereiten. „Ah, ce grand peut-être?“ erwiderte der Neunundsiebzigjährige ungläubig und halb ironisch.

Wir müssen also unsern Freund erst im Zeitraume des herannahenden Alters in seiner Einsiedelei in der St. Johann-Vorstadt suchen, als er mit dem Leben und seinen vielverheißenden Aussichten abgeschlossen hatte und durch die Noth in seine unliebsame Heimath zurückgetrieben worden war; denn sein Vater, der ihm bereits einen beträchtlichen Theil seines Vermögens verbraucht hatte, weigerte sich nunmehr, ihm fortwährend Geld in die Fremde zu senden, — und so traf ihn einst ein Freund im letzten Winter seines Berliner Aufenthaltes am hellen Tage im Bette sich erwärmend.

Zuerst studierte er in Basel, wo er 1803 immatriculiert wurde, dann in Halle, wo wir ihm, nach Varnhagen, in folgender Weise begegnen: „In der hallischen Zeit lebte Harscher „seine vergnügtesten Tage. Er war unstreitig einer der ersten „und merkwürdigsten Menschen jenes Kreises von Studierenden, „die sich dort befanden. Obchon der Naturwissenschaften und „der Medizin beflissen, war er seit längerer Zeit Zuhörer von „Henrik Steffens und von Schleiermacher, indem die philo- „sophische Richtung jede andere zurückdrängte. Sein dialektisches „Hebezeug, durch eine unglaubliche Leichtigkeit eines raschen „und bezeichnungsvollen Sprechens unterstützt, scheute weder „die größten Massen noch die feinsten Entwicklungen, sowie „er auch die Lebensverhältnisse, Neigungen und Thätigkeiten „des Einzelnen zum Gegenstand seiner nie rastenden Unter- „suchungen und Besprechungen machte. Sein Geist war sehr

„zum Ironischen und Humoristischen hingetrieben und darin
 „ebenso gewandt als kühn und oft wirklich bewunderungswürdig.
 „An Fleiß und Eifer ließ er es nicht mangeln; er war einer
 „der Menschen, die unaufhörlich studieren, nicht nur über den
 „Büchern sitzend, was er vortrefflich verstand, sondern im
 „Gehen und Stehen, in jedem Gespräch, bei allen Gelegen-
 „heiten; aber seine Studien wollten dieser Art gemäß auch
 „möglichst frei sein, und dieß fügte sich nun von selbst, indem
 „die Universität für die nächste Zeit durch Napoleon's Macht-
 „wort still gestellt wurde, und so konnte er die medicinischen
 „Vorlesungen, welche ihm ohnehin nicht sympathisch waren,
 „eine Zeitlang verjäumen, ohne sich darüber Vorwürfe machen
 „zu müssen, und durfte sich ohne Rückhalt der Naturphilosophie
 „von Steffens und der Ethik Schleiermacher's hingeben.“

Später zwar mußte er die Heilkunde wieder aufnehmen, um das Doctor-Examen machen zu können.

So lebte Harscher in jenem Kreise der besten, edelsten, bedeutendsten Männer, die unter dem Drucke der Gewaltherrschaft eines rohen Eroberers sich und andern die höchsten geistigen Güter zu wahren und zu mehren wußten. Die Meisten waren durch dieses Machtgebot äußerlich mittellos geworden und lebten in Dürftigkeit, desto mehr sprühten ihre Gedanken, die sich in Rede und Poesie Luft machten. Geschichte und Poesie wurden von nun an auch das Augenmerk unseres Freundes, wie denn überhaupt keine Kunst oder Wissenschaft seinem regen Geist entgieng und er in Allem bewandert war wie ein Mann vom Fache.

Als später Schleiermacher nach Berlin zog und einen eigenen Haushalt gründete, wurde Harscher sein Tischgenosse und hat acht volle Jahre ohne Unterbrechung im Schleiermacher'schen Hause, als Hausfreund, Freud und Leid mit dieser

ausgezeichneten Familie getheilt und an der geistigen wie an der politischen Erhebung Preußens den wärmsten Antheil genommen. Um die vortreffliche Schwester Schleiermacher's hat er acht Jahre im Stillen geworben; da es aber nie zu einer Erklärung kam, so hat sie später dem begeisterten thatkräftigen Ernst Moritz Arndt ihre Hand gereicht, unserm Freunde aber zeitlebens ein theilnehmendes Andenken bewahrt, wie denn auch er stets von ihr mit der größten Verehrung und Bewunderung sprach.

Kein Wunder, daß jene Berliner Zeit diejenige war, von der er am liebsten und begeistertsten zu erzählen pflegte. Da gieng man mit ihm aus und ein und lernte alle Freundeskreise jenes erlauchten Hauses kennen. Die Gebrüder Schlegel, Tieck, Novalis, Chamisso waren sein täglicher Umgang, man zog mit ihm in die Abend-Gesellschaften der Hofrätin Herz und der Rachel Levin, man sah und hörte alle diese bedeutenden Menschen mit einander verkehren und reden.

Als Chamisso seinen Peter Schlemihl dichtete, war Harischer sein Vertrauter, dem er die jeweilig entstandenen Abschnitte vorlas. Der vornehme Franzose mochte wohl, trotz seiner deutschen Gesinnung, sich zurücksehnen nach den entschwundenen Glücksgütern seiner Vergangenheit. Durch dieses Märchen wollte er sich selbst trösten in seiner dürftigen Stellung und beweisen, daß es mit dem Gelde nicht gethan sei, und daß die Wissenschaft, bei ihm hauptsächlich die Botanik, vermögend sei, alles reichlich zu ersetzen. So urtheilte Harischer über dieses Buch.

Als Harischer 1841 zu uns kam, war er bereits ein Sechziger, ein kränklicher, gebrochener Mann. Von seinem körperlichen Unbehagen abhängig war er öfters ungeneigt zum „discurieren“, besonders wenn etwa Gäste in unser Stillleben gelangt waren, um seine Bekanntschaft zu machen, um die sie sich in Basel umsonst bemüht hatten. War er aber gut auf-

gelegt, so floß seine Rede wie ein klares durchsichtiges Bächlein fort und fort, und er war auf's liebenswürdigste bereit, die Schätze seiner geistigen Welt uns mitzutheilen, und da er in allen Bereichen der Wissenschaft, Kunst und Literatur auf's gründlichste bewandert war und man hätte fragen müssen: was weiß er nicht?, da er alles umfaßt hatte, so konnte man auch über alles von ihm Aufschluß und Belehrung erwarten. Und das alles in bescheidener, ja demüthiger Weise, jedes Gute, auch das Kleinste an Andern anerkennend und in den feinsten und zartesten Umgangsformen, voller Rücksicht auf die Andern, — wahrlich, man war in der That für alle Mühe reichlich entschädigt, die das Wohnen des alten ängstlichen Herrn bei uns immerhin auch mit sich brachte.

Am Vormittag blieb er in seinem Zimmer lesend. Bei Tische wurde das Gelesene von den Herren besprochen. Damals waren es die Mystiker, die er sich aus den Büchern der Bibliothek ausgewählt hatte. Gieng dann die Arbeitszeit für meinen Mann wieder an, so blieb Harscher bis 7 Uhr bei mir, sich gänzlich mit mir befassend. Sein Arzt hatte ihm täglich einen kleinen Spaziergang verordnet; da er aber aus Unentschlossenheit meistens den guten Augenblick verpaßte, erjann ich eine List, indem ich mit Hut und Tuch in's Zimmer trat und ihn bat, mich auf meiner kleinen Wanderung zu begleiten. Sogleich zog er seinen braunen Ueberrock an und kam mit mir; denn er war äußerst höflich und galant.

Er mochte es nicht wohl leiden, wenn ein häusliches Geschäft mich von ihm abrief. Wäschen und dergl. waren ihm zuwider, „er würde in seinem Ehecontract dieselben verboten haben“, — dennoch sah er ihnen von seinem Fenster aus mit Vergnügen zu und nannte mich „den General des Schlachttages“, während er meine helfenden Untergebenen als „Adjudanten“ bezeichnete.

Auch unser Kind in seiner Lebendigkeit war ihm beschwerlich, und wenn er auch die täglichen Fortschritte seines Alters mit Interesse beobachtete, so fand er doch, „Kinder seien kleine Majestäten“ und man richte sich viel zu viel nach diesen „wunderlichen“ kleinen Geschöpfen.

Wenn Leute aus dem Dorfe kamen, so unterhielt er sich gerne mit ihnen und wußte besonders die Vorzüge anzuerkennen, die ihnen ihr christlicher Sinn gegeben hatte, wie er denn überhaupt eine hohe Achtung vor der Bibel hatte und sie gründlich kannte.

Bisweilen konnte er munterer werden und sehr humoristische Vergleichen anstellen. So erinnere ich mich, daß er von dem Unterschiede sprach: wie man in Basel ein Kleid oder einen Mann wähle? „Man schicke in alle Läden, hole sich Muster, wasche und sonne dieselben, denn man wolle einen soliden Anzug; — erhalte aber die Tochter des Hauses einen Heiraths-Antrag, so gehe Abends die Mama nur in ihre Frauen-Gesellschaft, lasse sich um 8 Uhr von Lisbeth mit der Laterne holen, trete in's Zimmer und sage zu der Tochter: „nimm ihn nur, die Frau Schwester hat gesagt, er sei ein charmant-artiger Mensch, man wisse g a n z n i c h t s von ihm.““

Auch technische Fertigkeiten verstand er und konnte z. B. eine Uhr auseinander legen und wieder zusammensetzen, was mich höchlich interessierte.

Es war in jener Zeit das Schriftchen von Inspector Hoffmann herausgekommen „über die weibliche Erziehung in Indien“, das mir sehr zu Herzen gieng. Harscher benutzte meine Stimmung, um mir mit größter Beredsamkeit das Elend der heidnischen Frauen darzustellen, und was wir Christinnen dem Christenthum zu verdanken haben. Ja, auch hierin trat er fördernd und belehrend auf; denn obichon er sich nur im Vorhof befand, so wußte er das Heiligthum, nach dem seine

dürstende Seele sich sehnte, so anziehend und erhebend zu schildern, daß man sich erbaut und gehoben fühlte. Auch hatte er s. Z. die blinde Dichterin Egloff in Oberbaden nicht nur in ihren dichterischen Bestrebungen unterstützt, sondern sie wesentlich in's Neue Testament eingeführt und speciell in's Evangelium Johannes, das er sehr hoch stellte. Obichon er selbst eine sceptische Natur war, hatte er nie in Andern Zweifel erregen wollen, sondern ihres kindlichen Glaubens sich gefreut. — „Die Glücklichen, sie kennen die Gesetze des Denkens nicht!“ An eine heilige Weltregierung Gottes im Ganzen und Großen, an eine erneuernde, umwandelnde Erlösung durch Christum glaubte er, — aber daß Gott für jeden Einzelnen bis in's Kleinste Sorge, das hielt er für eine Blasphemie. „Wie können Sie auch glauben, daß der große Gott nach mir, kleinem Wurm, sich richten wird,“ gab er mir zur Antwort, als ich mich darüber freute, daß sein Reisetag, auf den er sich so sehr gefürchtet hatte, ein schöner heller Tag war.

Zuweilen kam Schwermuth über ihn, er bejammerte sein verfehltes Leben, verglich sich mit dem unnützen Knechte, der sein Pfund im Schweißtuch vergraben hatte, und beneidete jeden Landmann, der mit seinem Wagen und seinen ländlichen Werkzeugen an uns vorüber gieng. Als ich ihn einst damit tröstete: es werde nach seinem Tode manches von ihm geschriebene Wort zu Nutz und Frommen Vieler herauskommen, sagte er: „Ich habe nichts geschrieben, ich konnte nur r e d e n d das in mir Aufgenommene wiedergeben.“ Eines aber sei ihm doch gerathen: „er habe oftmals Menschen zusammen führen können, die für und mit einander dann segensreich wirken und schaffen konnten.“

Während er an sich nur Mangel und Elend sah, freute er sich über alles Gute an Andern. Eine aufrichtige Demuth

kennzeichnete ihn. Sein Urtheil war milde und anerkennend, wie denn überhaupt wahrhaft überlegene Menschen niemals absprechend oder anmaßend zu sein pflegen.

Und warum ist dieser Mann, der ein Docent par excellence hätte werden können, die Zierde eines Lehrstuhles unserer Hochschule, so stumm und verborgen geblieben?!

Zwei Faktoren mögen hier mitgewirkt haben, einmal sein Mangel an Willenskraft, der ihn nie zu einem Entschlusse kommen ließ, und dann sein zart-besaitetes Gemüth, das sich überall verletzt und zurückgeschreckt fühlte.

Nachdem er den Doctor-Hut erworben und seinen ersten Krankenbesuch abgestattet hatte, stellte er seinen Stock in die Ecke, da ihm die Verantwortlichkeit eines Arztes viel zu groß und schwer erschien.

Als er aus Deutschland zurückkehrte, fand er in Basel an der Spitze der gebildeten Welt einen gewissen deutschen Professor, der eine Abendgesellschaft, *Lyra* genannt, gegründet hatte, wo er das Publikum der höheren Stände mit etwas Clavierpiel und Declamation unterhielt. Dies fand solchen Beifall, daß die Kutschen von der Zunft zum Bären, wo diese *Lyra* gespielt wurde, bis zum Bäumlein herauf und bis hinunter zum Marktplatz standen, um die begeistertsten Hörer wieder abzuholen. Harscher gieng auch hin, war aber von dem hohlen Wesen so enttäuscht und verzweifelte so vollkommen an dem guten Geschmacke seiner Landsleute, daß er voll Aergers heim kam, seine Vorhänge zog, seine Thüren schloß und sich gänzlich in sich und seine Bücher einspann. Später mag es ihn wohl verdrossen haben, daß er keinen Antheil hatte an dem Aufschwunge von Kunst, Poesie und Wissenschaft unseres aufblühenden Gemeinwesens, — aber es war zu spät, er war alt, krank und einsam geworden. Außer seinem Arzte, Hrn. Dr. Prof. Hagenbach, und seinem Jugendfreunde Daniel Zäslin

mit dem er philosophierte und der ihm die Tagesneuigkeiten brachte, waren nur Wenige, die ihn besuchten. Alljährlich ging er nach Oberbadon, wo er im Staaohof logierte und von seinen Gastgebern sehr geliebt und gut gepflegt wurde. Hier sahen ihn etwa seine baslerischen Landsleute und verwunderten sich über diesen ihnen unbekannton, höchst interessanton Mitbürger. Hier ist er auch gestorben, nach dem er mit Herrn Dorer, dem Schwiegerjohnne seiner Wirthe, das letzte Werk seines Lebens, sein Testament, aufgesetzt hatte, das seinen Freund D. J. und seine Cousine Frau K. als Haupterven einsetzte, auch Frau D. und seinen Bedienten bedachte. Er starb jämmerlich am Mißerere, von seinem treuen Tschopp gewartet, den er beständig zur Fürbitte aufforderte.

Dort auf dem Kirchhofe steht sein einsames Grab, und Niemand weiß, was dieser Mann gewesen ist. Harscher wäre gerne bei uns geblieben und bei uns gestorben, wie später der treue Tschopp berichtete. Aber die einzige gute, sonnige Stube, die er inne hatte, konnten wir auf die Länge nicht mehr entbehren.

Als die Kunde seines Todes zu uns kam, erinnerte ich mich daran, wie er gesagt hatte: „Kein Auge werde ihm nachweinen“, — da flossen meine Thränen unaufhaltjam.

Wie wird er nun froh erkannt haben, daß das, was er so gerne sich angeeignet hätte, nun in der That und Wahrheit sein Eigenthum sein und bleiben werde, und so wird er durch das Schauen der himmlischen Dinge hindurchgedrungen sein zum dankbaren Glauben an seinen Erlöser, nach dem seine dürstende Seele sich sehnte, zu dem sein verlangendes Herz und sein überlegener Geist geschaffen war. Sein Andenken ist uns theuer geblieben!

